

27]

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

Von Jean Richpin. Uebersetzt von S. L.

XV.

Ganz athemlos kam ich in der Rue Toullier an, ungeduldig, Paul den Brief seines Vaters zu übergeben. Was er auch immer enthalten mochte, ich durfte nicht zögern. Um so schlimmer, wenn das die Pläne Cesarinens zerstörte! Aber diesmal würde ich mich zu keiner Lüge und zu keiner Ausflucht mehr hergeben. Paul ging es immer besser, ausgezeichnet, wie mir noch heute Morgen Gavarot gesagt hatte. Nichts hielt mich also mehr in der Mitschuld mit Cesarine zurück. Und dann war ich es dem Kapitän schuldig, mich fest und unbeugsam zu zeigen. Es schien mir, als habe er mich persönlich mit dem Auftrage betraut. Während ich ausritt, glaubte ich in meinen Ohren seinen ermunternden Zuruf zu hören:

„Die Ohren steif, mein Kleiner! Donnerwetter!“

Mit einigen Sprüngen war ich oben in der fünften Etage, athemlos läutete ich, meine Hand zitterte fieberhaft. Die noch immer mit Leinwand unwiderte Glocke machte ihr dünnes, ersticktes „Kling, Kling“. Aber niemand kam. Ungeduldig klopfte ich an die Thüre, ich trommelte schließlich mit den Fäusten.

Endlich hörte ich in dem Zimmer langsame, schwere Schritte, Schritte wie jemandes, der sich eben vom Bett erhoben hat. Sollte das Paul selbst sein? Sollte ich die Gelegenheit haben, ihn allein zu treffen? Mein Herz klopfte. Die Thür öffnete sich. Und ich sah dicht vor mir den Vater Szasz mit nackten Füßen und bloß mit dem Hemde bekleidet.

„Alle Wetter! Hat der General sich schön von seinen drei Monaten der Nüchternheit erholt! Und wenn Louis ihn sähe, er würde nicht mehr sagen, daß der gute Mann verkommt. Man kann sich unmöglich besser als Säufer wieder auf die Beine bringen, wie er es gestern, oder vielmehr sicher die ganze Nacht gethan haben mußte. Um 4 Uhr nachmittags war er noch nicht ausgenüchtert. Sein Kopf wackelte, sein Blick war stier, seine Harre hing um ihn herum, wie wenn der Wind ein Bund Stroh verstreut hätte. Er stank nach „Kognak“.“

Auf meine Frage, ob ich Paul sprechen könnte, antwortete er mit leiser Stimme:

„Ein lieber Mensch, der Paul, ein sehr lieber Mensch. Er hat den armen Miklosch nicht gescholten. So lange war Ungarn nicht krank!“

„Schön, schön! Aber Paul, ich will mit Paul sprechen!“

Ich trat ein und ging auf den Salon zu. Er war leer, der Trunkenbold war allein im Zimmer. Er empfing mich, indem er leise zu singen fortfuhr:

„Nur Ungarn ist noch krank. Paul geht es gut. Ein lieber Mensch, dieser Paul.“

„Aber wo ist er, wo ist Ihre Tochter?“

„Weiß nicht,“ murmelte der Greis.

Und wie er die beiden Arme wie Windmühlflügel bewegte, stieß sein Armstumpf an dem leeren Hemdsärmel, wie der Arm eines Pierrot, der in einem zu langen Aermel steckt.

Ich ließ ihn auf seinem Bette weiter ächzen, wo er sich wie ein Stock wieder hingeworfen hatte, und ich stieg eilends wieder hinab.

Paul und Cesarine sind jedenfalls in der Bibliothek. So ungestüm, wie ich die Treppen hinabgestürzt war, drang ich dort ein. Bei der Heftigkeit dieses Einfalles sprangen alle erschreckt in die Höhe. Die Herren hatten Sitzung! Die sechs Brillenpaare schlugen auf mich an. Selbst Gavarot, offenbar durch die entrüstete Haltung Bochard's beeinflusst, betrachtete mich als Feind und bekundete durch sein Kopfschütteln, wie er sich in meine Seele hinein über diesen neuen Scandal schämte. Aber ich hielt mich darüber nicht auf, sondern ging direkt auf ihn zu und fragte ihn, ohne die geringste Scham zu empfinden: „Wo ist denn Paul? Wie kommt es, daß er weder oben ist, noch hier unten? Und Cesarine ebenso wenig?“

Der arme Gavarot schob seine Brille in die Höhe, wie um sich dem gebieterischen Blicke zu entziehen, den der Dekan ihm zuschleuderte und erwiderte nur stotternd:

„Sie sind zusammen ausgegangen, positiv zusammen, um

spazieren zu gehen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, mit anderen Worten, um auszugehen, weil so schönes... Dingsda, so schönes Wetter ist. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe. Also Sie sind, ja so, etwa... etwa im Luxembourg.“

Ich machte mich eilends davon und vergaß sogar, die Thür zu schließen, durch die ich noch die Stimme Bochard's hörte, der sich zu einer leidenschaftlich beredten Kritik anschickte.

„Das ist zu viel, meine Herren, das ist der Gipfel der Erniedrigung...“

Ich raste mit langen Schritten die Rue Sufflot hinab. Ich wollte schleunigst der ganzen Geschichte ein Ende machen. Der Brief, den ich seit fünf Minuten in der Hand hielt, brannte mich wie Feuer. Ich war ärgerlich darüber, mich, sozusagen, im voraus und umsonst damit bewaffnet zu haben. Es bedrückte mich, daß ich mich seiner noch nicht entledigen konnte. Aber obwohl ich es möglichst rasch thun wollte, verlangsamte ich doch meine Schritte, als ich am Gitter der Luxembourg ankam, und mechanisch steckte ich den Brief in meine Tasche. Bei dem widrigen Zufall, der mich verhinderte, sofort, und grade in dem Augenblicke, wo ich dazu entschlossen war, zu handeln, ließ meine feste Entschlossenheit wie gewöhnlich nach. Aber ich fühlte, daß ich noch schwankender wurde, als ich endlich Paul und Cesarine bemerkte und als ich mich wunderte, daß sie mich noch nicht sahen, weil sie so glücklich zu sein schienen. Ein unwiderstehliches Mitleid ergriff mich und erweichte mich vollends bei dem Gedanken:

„Ist es auszudenken, daß ich da her komme, um ihr ganzes Glück zu zerstören, das Glück dieser beiden Wesen, die bisher so wenig davon gehabt haben!“

Sie saßen eng aneinander geschmiegt auf einer Bank im vollen Sonnenschein. Paul war fürsorglich in einen Shawl gehüllt, die ausgestreckten Beine hatte Cesarine in eine Decke gehüllt. Der ganze Körper lag unbeweglich da und seine Augen waren in den Himmel verloren; er athmete langsam, ruhig tief. Sein ruhiges Gesicht war von einem frischen Rosa-Hauch überflogen, es sah fast schön aus inmitten des dichten Waldes seines Bartes und des langen Haares und drückte eine köstliche Seeligkeit aus. Er hielt mit seinen beiden Händen die eine Hand Cesarinens, und von Zeit zu Zeit führte er sie an die Lippen, um einen langen Kuß darauf zu drücken. Sie sprachen nicht. Cesarine neigte sich zu ihm und betrachtete ihn mit einem zärtlichen und freundigen Lächeln. Sie schien selbst ganz verzückt, wie sie ihn so die leichte Frühlings-Brise einschlürfen, die Augen sich mit dem reinen Blau des Himmels erfüllen und das Sonnengold trinken sah. Trotz dieser Verzückung, trotzdem ihre Hände ineinander ruhten, trotz der Küsse und obwohl sie dicht aneinander geschmiegt waren, machten sie doch nicht den Eindruck eines Liebespaars, sondern eher zweier zärtlicher Geschwister. Sie sahen dazu in ihrer fast jämmerlichen Kleidung wie recht arme Leute aus: er mit seinem alten röthlichen, verbeulten Filzhut; sie in ihrer wollenen Kapotte mit ihrem dünnen wollenen Umschlagtuche und ihrem schwarzen, abgetragenen Kittel. Sie sahen aus, wie zwei von diesen armseligen Bettlern, die man auf dem Lande in den purpurroth getünchten Vorhallen der Kirchen findet, und deren vegetirendes Leben nur die einzige Wonne hat, sich leben zu fühlen, und nicht mehr, und die ganze Tage damit verbringen, schweigend Lust und Licht zu genießen.

Es machte mir fast Gewissensbisse, nur daran zu denken, daß ich im Begriffe stand, sie zu stören, indem ich mich ihnen näherte. Und ganz bewegt war ich schon entschlossen, umzukehren, als Paul, während er den Kopf senkte, um seine Lippen auf Cesarinens Hand zu drücken, mich bemerkte.

„Ah! Er ist gekommen!“ rief er aus. „Ich wußte wohl, daß er kommen würde.“

Cesarine hatte sich erhoben und eilte mir entgegen.

„Man hat Ihnen mein Billet gegeben?“ fragte sie.

„Welches Billet?“

„Aber ich hatte Ihnen doch nach Ihrem Hotel geschrieben, um Sie von unserem Spaziergange in Kenntniß zu setzen und Sie zu bitten, sich uns anzuschließen.“

„Ja,“ fuhr Paul fort. „Wir wollten Dich damit überraschen, daß Du mich munter und gesund und im Freien

findest. Deshalb hatte ich Dir so lange nichts sagen lassen. Cesarine hatte diese Idee. Ist das nicht eine köstliche Idee? Nicht?"

„Also,“ nahm Cesarine wieder das Wort, „Sie sind nur zufälligerweise hierhergekommen?“

„Ja,“ antwortete ich, „zufälligerweise . . . ganz zufällig.“

Aber aus meiner Verlegenheit und vor allem aus meinem ungeschickten Bemühen, die Verlegenheit zu verbergen, fühlte sie doch heraus, daß ich sie täuschte, daß ich sie aufgesucht hätte, daß ich einen Grund dafür hätte, und daß ich eine offenbar sehr wichtige Mitteilung haben müßte. Ich las alle diese Gedanken in ihrem Blick, der plötzlich unruhig und stehend wurde.

„Was thut das“, unterbrach Paul, „ob es ein Zufall ist oder nicht? Die Hauptsache ist, daß er hier ist, daß er mich genesen sieht, daß er unser Glück theilt. Ich hoffe nur, daß er von nun an es etwas öfter theilt. Aber die Ueberreicherung ist gelungen. Ich bedarf jetzt täglich Deiner Freundschaft, mein lieber Freund. Wir haben jetzt nicht mehr nöthig, von häßlichen Leuten und traurigen Dingen zu reden, die mich aufregen. Wir werden von uns plaudern, von Dir, von unseren literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, von unserer Liebe!“

Er hatte sich ausgerichtet und lachte fröhlich. Er faßte mich unter den Arm, während Cesarine die Decke aufnahm und auf der Brust des Kranken den Shawl zurechtrückte, dessen einer Zipfel sich losgemacht hatte. Und dann gingen wir schwachend, er in unserer Mitte, durch den Garten. Er war von allem entzückt; er freute sich darüber, daß er ging, daß er seine Füße kräftig auf den Boden stützte, wie um zu zeigen, daß er kräftige Beine habe, daß er seine Stimme erheben konnte, ohne daß ein Hustenanfall ihm das Wort abschneit, daß er seinen Kopf zurückwarf und mit vollen Zügen die Luft einathmete — seine Lungen seien jetzt wieder ganz frei, behauptete er — daß seine Arme auf den unrigen ruhten, daß er wieder — wie er sagte — auf die Eroberung des Lebens ausgehen konnte, in Begleitung der beiden einzigen Wesen, die ihn jemals geliebt hätten. Darüber vergaß Cesarine ganz die Unruhe, die sie eben noch beherrscht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Am Waisenhause.

Von Hans Ostwald.

Else hielt mit der linken Hand das kleine Kuchenpäckchen sorgfältig unter ihrer blauen Schürze — es sollte nicht vom Regen durchnäßt werden. Seit vier Wochen war sie im Waisenhause. Heute durfte sie zum ersten Mal zu Verwandten gehen. Bei der Tante Marie hatte sie Kaffee und Kuchen bekommen. Wie schön hatte das geschmeckt nach dem ewigen Broteszen in der Anstalt! —

Und dann hatte Tante Marie den Kuchenrest in Zeitungspapier gewickelt und ihn ihr mitgegeben — „Für morgen“ — Ja; und die gute Tante hatte ihr sogar noch heimlich ein Zehnspfennigstück in die Hand gedrückt: „Zum Fahren — Dann brauchst Du nicht den weiten Weg laufen.“

Else dachte an die Fahrt in der Stadtbahn. Da saßen junge Mädchen und junge Herren im Abtheil, die spästen soviel und lachten — und dann ging's so rasch an den Häusern vorbei — manchmal minutenlang die lahlen, hohen Hintermauern — dann schmale Hofplätze — Straßen mit doppelten Lichtreihen — zuletzt ein langer, langer Güterbahnhof — die vielen Eisenbahnwagen und Lokomotiven. —

Mit den jungen lichernden Damen und Herren war sie aufgestiegen. Die gingen jetzt paarweise unter Regenschirmen vor ihr her. Von einem Lokal, das abseits zwischen jungen, nackten Bäumen lag, kamen verlorene Töne aus dem Tanzsaal herüber. Die erleuchteten Fenster warfen ruhige Flecken Licht auf die mit Wasserampeln bedeckte Erde.

Die jungen Leute bogon vom Wege ab zum Lokal. Else ging jetzt einsam den ausgeweichten Weg weiter zwischen abgeblühten Hyazinthenfeldern und Schuttackern. Die Laternen standen hier weiter von einander — die dunklen Zwischenräume wurden größer — Else glaubte mehrmals Gestalten in Schatten der Bäume zu sehen. Furchsam zog sie ihr schwarzes Wolltuch um ihr Kinn fester und lief schneller.

Jetzt kam sie an einer Gärtnerei vorüber. Hinter den Fenstern war alles todt und lichtlos. Die Sträucher streckten drohend ihre abgestorbenen Reißigbündel in die graue, feuchte Nachtlust.

Als Else um die Ecke des Stadtengannes der Gärtnerei bog, sah sie endlich die massigen, edigen Gebäude des Waisenhauses, die schwarz und lichtlos auf der lahlen Fläche lagen. Erst als sie der Anstalt näher gekommen, sah sie matte, dünne Lichtstrahlen aus der Eingangstür dringen.

Der zwischen den Gebäuden, die gabelförmig eine Seite offen ließen, wirbelnde Wind trieb Else den Regen ins Gesicht. Rasch eilte sie die Kieswege hinauf zum Haupteingang.

In dem großen, grau und weiß getünchten Hausflur, der von einer Lampe nothdürftig erhellt wurde, stand das Fräulein Anna, das heute die Aufsicht führte. Sie winkte Else zu sich heran:

„Nun? — Warum kommst Du bei solchem Schmutzwetter nicht früher?“

Else sah schüchtern in das gelblich-graue Gesicht mit der scharfen Nase. Die Augen des Fräuleins schauten sie so geärgert an — Else senkte verwirrt die Blicke und sah suchend auf das schwarze Kleid des Fräuleins.

„Ich — ich — war ja — bei Tante Marie,“ stotterte sie; ich hatte ja Ausgehtag.“

„Was! — die dumme Kröte antwortet so widersehtlich?!“ schrie das Fräulein. Mit der einen Hand strich sie ihr blondes gefettetes Haar hinter die schwarze Haube; mit der anderen Hand zog sie Else an der Schulter zur Lampe.

„Ach — sieh mal! — die neue Kleine — — Du bist ja ein ganz nettes Pflänzchen! — — Vernst Du so etwas in der Religionsstunde, die ich Euch gebe? — — Was hast Du denn dort unter Deiner Schürze?“

„Kuchen von Tante Marie“, sagte Else leise.

„Was?“ fragte Fräulein Anna.

„Kuchen —“

„Zeig' doch mal her — — — Si! das möchte Euch wohl so passen — das Anstaltessen ist Euch wohl nicht fein genug? — he — Ihr süßen Mäulchen? — — So — der Kuchen bleibt hier. — — Geh schlafen — Marsch! — Was steht Du noch?!“

Else würgte an den aufsteigenden Thränen. Langsam ging sie die breiten Treppen hinauf. In den langen Treppenhallen roch es durchdringend nach Staub und Rauchen. — Else mußte husten. — Bei Tante Marie in Berlin war doch eine gemüthlichere Luft.

Im Schlafraum, in dem außer Else noch neun Mädchen schliefen, war die Lampe schon gelöscht. Else tastete sich nach ihrem Bett, dem vierten an der linken Seite. Ohne ihre nasse Kleidung abzulegen, setzte sie sich auf die Bettkante und starrte über das fünfte Bett hinweg zum Fenster hinaus.

Draußen war alles finster; nur die Lichtflecken der Weglaternen flackerten unruhig in einem feuchten, schillernden Dunstkreis. Von Zeit zu Zeit leuchtete ein Strahl von der nächsten Laterne herüber und huschte über die Betten.

Else's Nachbarin, die von den Waisenkindern die Knautsch-Diese genannt wurde, weil sie immer an ihren Fingernägeln nagte, richtete sich jetzt halb hoch. Auf dem linken Ellenbogen ruhend, fragte sie:

„Na Else — wie war's denn? — — Hast nicht mitgebracht?“

Das ganze Behgefühl, das sich in Else seit ihrem Eintritt in die Anstalt aufgefammelt hatte — das Einsamkeitsgefühl — brach plötzlich hervor. Schluchzend stotterte sie:

„Fräulein Anna — ha — hat — mir — den Kuchen — we — weg genommen —“

Diese blickte sie eine Weile verständnißlos an. Dann legte sie sich wieder zurecht und zog die Bettdecke über ihre Schultern.

„Wenn Du so dünn bist —“ meinte sie; „Du hast'n doch gewiß nicht recht versteckt!“ — —

Als Else sich angeweeint hatte, fühlte sie erst, daß sie noch die nassen Kleider auf dem Körper hatte. Gedankenlos zog sie das Zeug herunter, hing jedes Kleidungsstück auf den dazu bestimmten Nagel und stieg in ihr Bett.

Das Nachtgebet, das sie in der Anstalt gelernt hatte, vergaß sie heute zum ersten Mal. Sie kroch bis an die Nase unter die Bettdecke, zog die Kniee an den Körper und legte die Hände zum Erwärmen unter die Achselhöhlen der Arme. Dann beobachtete sie die huschenden Lichtflecken an den weißgetünchten Wänden. Beim Einschlummern sah sie noch unbestimmt, wie im Traum, den großen Teller voll Kuchen bei der Tante.

Am nächsten Morgen saßen die Mädchen in ihrem Klassenzimmer vor den aufgeschlagenen Religionsbüchern. Schwester Elisabeth leitete in Vertretung für Fräulein Anna die Stunde. Sie ließ das Vaterunser hersagen — immer der Reihe nach.

Jetzt stand ein Mädchen zum Hersagen auf, das eine Bank vor Else saß. Zwischen ihm und Else waren acht Schülerinnen — Else hatte noch eine Viertelstunde Zeit, bis auch sie ein Vaterunser hersagen mußte.

Sie sah zwischen den Köpfen ihrer Kameradinnen hinaus durch die Fenster. Es regnete nicht mehr, aber der Himmel war noch bedeckt, wie wenn ein großes, graues Tuch unter ihm ausgepannt wäre. Vor dem Fenster, durch das Else blickte, ragten die schmalen, laublosen Stämme von vier Pappeln auf wie die gespreizten Finger einer emporgestreckten Riesenhand. Ganz hinten dehnte sich ein dunkler Streifen am Horizont — der Wald.

Jetzt näherte sich über den flachen Feldern ein aufsteigendes, zerflatterndes Rauchband — dort war die Bahnstrecke nach Berlin —

Else mußte sich jetzt erheben — gleichmüthig, traumhaft fing sie ihr Vaterunser an. Aber als sie an das „Unser täglich Brot gib uns heute“ kam, stockte sie und ward ganz heiß.

„Und führe uns nicht in Versuchung,“ fließ sie noch angstvoll stotternd hervor. Dann stiegen ihr die Thränen auf, und naß lief es ihr über die glühenden Waden

Schwester Elisabeth, die schläfrig vor sich hingestarrt hatte, blinnte bei der plötzlichen Stille verwundert um sich. Als sie Else so schlaff und weinend dastehen sah, flog sie von ihrem Pult und ging durch die Bänke hin zu ihr.

„Nun?“ fragte Schwester Elisabeth leise und sah sie mit ihren kleinen Augen gutmütig an; „kannst Du nicht weiter?“

Else schluchzte laut auf. Sie wußte schon das ganze Vaterunser — aber es war ihr wieder ein so unbestimmter Schmerz wie gestern Abend aufgestiegen.

Die stille Einförmigkeit im Zimmer, verstärkt durch das plärrende, bewußtlose Herfagen des Vaterunsers — der zerflatternde Rauch da draußen — Sie wußte nicht, warum sie weinte. Das verwirrte sie noch mehr; sie schluchzte immer heftiger.

Schwester Elisabeth nahm Else's Hände in ihre fleischigen und freichelte sie:

„Nun — Kleine — — so sag' doch —“

Else antwortete nicht. Die Schwester öffnete erstaunt ihren Mund, so daß man ihre lückenhaften Zähne sehen konnte.

Die Kinder drehten die Köpfe und rutschten auf ihren Bänken nach der Gruppe hin.

In diesem Augenblick, da man nur das leise, wimmernde Weinen des Kindes hörte, klopfte es stark an die Thür. Die Köpfe flogen herum — die Kinder rühten rasch wieder auf ihre Plätze, als sie Fräulein Anna in der Thür sahen.

Schwester Elisabeth ging ihr entgegen:

„Die Kleine weint so —“

Fräulein Anna schritt mit harten, festen Schritten an ihr vorüber, ohne sie anzusehen. Mit gerunzelter Stirn blieb sie vor Else stehen. Sie kniff die schmalen Lippen noch fester zusammen. — Endlich sagte sie:

„Schwester Elisabeth! — Das Mädchen ist ein sehr widersetzliches, ungezogenes Kind — es weint nur aus Troh!“

„Ach?“ machte Schwester Elisabeth. Der grobe, verweisende Ton trieb ihr das Blut in den Kopf. Ihre lustrohen Backen färbten sich noch tiefer — über die Schläfe hinweg bis unter das braune Haar lief die ähre, dunfle Rölhe.

„Hörst Du auf — Du!“ zischte Fräulein Anna und schlug Else die Hände vom Gesicht.

Else sah mit weitauferissenen Augen nach Schwester Elisabeth hin. Diese schaute vollkommen verwirrt, sprachlos auf das Kind.

„Ich danke Ihnen!“ sagte Fräulein Anna mit ruhiger Stimme; „nun werde ich selbst den Unterricht weiterführen.“

Schwester Elisabeth flog vor Aerger die Thränen in die Augen. Sie wendete sich ab, da sie nicht wußte, was sie erwidern sollte. Langsam ging sie hinaus; in der Thür sah sie sich noch einmal nach Else um — die sah steif und still auf ihrem Platz.

Als die Thür hinter Schwester Elisabeth wieder geschlossen war, ging Fräulein Anna vor die erste Bank und befahl einer Schülerin, einen Bibelvers vorzutragen. Dann rief sie eine aus der dritten Reihe — eine aus der zweiten Reihe — aus der siebenten Reihe — die Kinder sprachen ihre Verse — die ganze Klasse blickte starr nach dem Fräulein.

Else weinte seitdem nicht mehr. Sie machte es bald wie ihre Kameradinnen. Wenn sie Kuchen oder Nüsse hatte, stopfte sie alles in ihre Strümpfe, zog es heimlich in der Dunkelheit auf ihrem Zimmer heraus und versteckte, was sie nicht gleich verzehrte oder unter ihre Genosinnen vertheilte, in dem Strohh ihres Bettes.

Fräulein Anna ließ sie nach einiger Zeit ruhig vorbeigehen, wenn sie Sonntags abends in dem großen, nach Keller und Staub riechenden Flur die heimkehrenden Kinder erwartete.

Kleines Feuilleton.

— Ueber den Kannibalismus und seine Grundursachen schreibt der englische Gelehrte Glinbers Petrie im Juniheft der „Contemporary Review“. Dieselben sind keineswegs, wie man vielleicht annimmt, nur der Hunger und die Oer; dies trifft, wie statistisch festgestellt ist, nur bei 46 pCt. der Menschenfresser zu, während die übrigen 54 pCt. sich diese Nahrung aus verschiedenen andern moralischen Gründe zuführen. Etwa 20 pCt. thun es, um den Todten damit ihre Liebe oder Ehrerbietung zu beweisen; 19 pCt. um dadurch die Eigenschaften der Todten zu erwerben; bei 10 pCt. ist es ein religiöser Gebrauch, bei 5 pCt. ein Rache- oder Strafact. So meinen die Cucumas in Süd-Amerika, es sei besser von einem Freunde, als von der kalten Erde verschlungen zu werden. Bei den Julugundis in Zentral-Australien ist es Sitte, daß wenn der Tod den einen Theil eines Liebespaars dahintrafft, der andere Theil den Leichnam schleimigt mit Haut und Haar verpestet, um so die Wiedervereinigung zu vollziehen. Die Samoajeden glauben, daß den Todten größere Seligkeit zu theil wird, wenn man ihren Leichnam verpestet, während die Gonds am Nerbudah-Fluß es für ein Werk der Barmherzigkeit halten, einen unheilbar Kranken oder altersschwachen Menschen zu tödten und zu verzehren. Fast bei allen Kannibalen besteht die Vorstellung, daß man sich auf diesem Wege Eigenschaften, wie die Tapferkeit, die Kraft u. s. w., aneignen könne, weshalb man gefallene Krieger und Heerführer mit Vorliebe ißt. In Grönland endlich verzehrt man die Todten oder wenigstens Theile von ihnen, wie die Leber und das

Herz, um sie daran zu verhindern, umzugehen und die Lebenden zu quälen. —

Kunst.

— Eine Zeitschrift für dekorative Kunst wird im Herbst bei Brudmann in München erscheinen. Die Redaktion wird der frühere Pan-Redakteur, Herr Meier-Gräfe, bejorgen. —

Aus dem Thierreiche.

— Affen aus Turan. Der Jardin des Plantes in Paris besitzt seit kurzem zwei Exemplare einer Affenart, die bisher in Europa noch niemals gesehen wurde, der semmopithecus nemaous. Es sind zwei Weibchen, die mit einem männlichen Schlangaffen in Turan (Cochinchina) eingeschifft wurden. Dieser scheint vom Heimweh befallen worden zu sein und beging während der Ueberfahrt einen Selbstmord, indem er sich erdroffelte. Von einer der beiden Weibchen ist Nachkommenschaft zu erwarten. Die Besucher des Jardin des Plantes staunen die merkwürdigen neuen Gäste an, deren gelbes Gesicht von weißen Haaren eingerahmt ist und die schwarze Hände und Füße, weiße Arme, rothe Beine und einen grau und weiß gestreiften Schwanz haben. —

Aus dem Thierleben.

— Eine Ringelnatter von etwa 50 Zentimeter Länge wurde, wie der „Zoologische Anzeiger“ nach einem Bericht des Marine-Arztes Dr. Bröse mittheilt, im Salzwasser der Flensburger Förhde etwa 1000 Meter vom Lande entfernt gefangen. Von glaubwürdiger Seite wurde Dr. Bröse versichert, daß das dort häufig vorkommt. Man sagt auch am Lande, daß bei Nordwinden diese Thiere öfter von Wasserleben an der Förhde nach Märowich kämen, also etwa drei bis vier Kilometer zurücklegten. Daß die Ringelnattern schwimmen, ist ja bekannt; sie gehören zur Gattung der Wassernattern und werden im Volksmunde häufig gerabezu als „Wasserschlange“ bezeichnet. Daß sie aber so weite Strecken schwimmend durchmessen können, wird manchen überraschen, und darum sei im Anschluß an diese neue Beobachtung Dr. Bröse's über ihre große Schwimmsfähigkeit an einige ältere erinnert, die Brehm erzählt. Danach sah Schinz Ringelnattern bei stillen Wetter inmitten des Züricher See's munter umherschwimmen; englische Forscher trafen sie wiederholt im Meere zwischen Wales und Anglesea an. Der dänische Schiffer Jrminger fand eine sogar auf offenem Meere in einer Entfernung von 25 Kilometern von der nächsten Küste, der Insel Rügen, entfernt. Da sie an Bord zu kommen strebte, fing er sie und brachte sie Prof. Eschricht in Kopenhagen, der sie bestimmte. Will die Ringelnatter weite Strecken durchschwimmen, so füllt sie ihre weite Lunge so viel wie möglich mit Luft an und erleichtert sich dadurch bedeutend. Gewöhnlich hält sie sich nahe der Oberfläche, so daß nur das Knöpfchen hervorragt, und treibt sich mit schlängelnden Seitenbewegungen, beständig züngelnd, vorwärts; manchmal schwimmt sie aber auch zwischen der Oberfläche und dem Grunde des Wassers dahin, Luftblasen aufwerfend und in der Nähe fester Gegenstände mit der Zunge tastend. Erschreckt und in Furcht gesetzt, flüchtet sie regelmäßig in die Tiefe des Wassers und schwimmt hier über dem Grund weiter, bis sie glaubt, in Sicherheit zu sein, oder sie verharrt auch wohl längere Zeit am Grunde, denn sie kann stundenlang unter Wasser verweilen. —

Medizinisches.

t. Eine Schluden-Epidemie war unlängst in einer höheren Töchterchule in Wien ausgebrochen, worüber Dr. Berdach an die k. k. Aerzte-Gesellschaft berichtete. Von 35 Schülerinnen erkrankten in einer Woche nicht weniger als 16. Der Schluden konnte von den davon Befallenen freiwillig nicht angehalten werden, hörte nur im Schlafe völlig auf, um beira Erwachen sofort wieder zu beginnen. Die Mädchen wurden sofort aus der Schule genommen und zum größten Theile sehr bald wieder hergestellt. Zweifelloß handelt es sich um eine Nerven-Affektion hysterischer Natur. Das erste Kind, das von diesem Anfall ergriffen wurde, zeigte unverkennbare Symptome von Hysterie und der zweite Fall wurde sogar durch einen hysterischen epileptischen Zustand eingeleitet. Nach Charrot kommen solche Schluden-Anfälle bei bleichsüchtigen Mädchen sehr häufig vor und sind sehr schnell zu heilen. —

Gesundheitspflege.

ie. Ob Bakterien und andere Thiere im Eise leben können, ist eine Frage von großer Bedeutung für die öffentliche Gesundheitspflege. Trohdem die Bereitung und der Verbrauch künstlichen Eises in erfreulicher Zunahme begriffen ist, so ist doch bei dem Publikum noch immer sehr die Meinung verbreitet, daß das künstliche Eis ein Ersatz beim Mangel natürlichen Eises sein soll, nicht aber, daß das künstliche Eis gegenüber dem natürlichen, vom hygienischen Standpunkte aus beurtheilt, sehr große Vorzüge besitzt. Das natürliche Eis, das zum Verbrauch eingefahren wird, stammt vielfach von unreinen Gewässern, die wahre Brutstätten für alle möglichen Mikro-Organismen sind. Es ist aber eine Thatsache, daß diese lebendigen Verunreinigungen des Wassers bei der Eisbildung nicht ausgeschieden werden, wie etwa das Salz des Wassers, das nicht mit einfriert. Es war aber bisher noch fraglich, ob diese Lebewesen im Eise auch längere Zeit leben bleiben können oder ob sie bald absterben. Dies zu entscheiden, hat Dr. Catterina, wie er der naturwissenschaftlichen

Gesellschaft in Padua berichtet, eine große Zahl von Proben natürlichen Eises untersucht, die sämtlich mindestens ein Jahr alt waren. Im Mittel fanden sich in diesen Eisproben etwa 10 000 lebende Bakterien pro Kubikcentimeter. Freilich war keines der gefundenen Bakterien ein Krankheitserreger, aber es ist nicht einzusehen, warum sich diese nicht gelegentlich ebensogut im Eise halten sollten, wie auch bereits indirekte Anstichungen durch natürliches Eis vorgekommen sind. Sehr interessant ist ferner die Beobachtung Caterina's, daß auch andere, höhere Thiere: Protozoen, Würmer, Insektenlarven noch nach einem Jahre lebend im Eise enthalten waren und die Verwendung desselben ihrerseits noch gefährlicher erscheinen ließen. —

Geologisches.

— **Ausbruch eines unterseeischen Vulkans.** Der „Frankf. Ztg.“ wird unterm 12. Juni aus Sidney geschrieben: Ueber die Eruption eines unterseeischen Vulkans auf den Neu-Hebriden wird berichtet, daß am 25. Mai auf der Nordseite der Insel Tongoa plötzlich ein donnernder Lärm, Kanonenschüssen ähnlich, vernommen wurde. Am folgenden Morgen zeigte sich, daß die See in der Nähe von Tevalla große Massen schwarzen, schlammigen Wassers und Felsstücke empor warf, ein Vorgang, der sich, geringfügige Unterbrechungen abgerechnet, bis zum 29. Mai fortwährend wiederholte. An jenem Tage folgten sich die Eruptionen in Abständen von 8, 10 und 12 Minuten, die mit einem Male eine ungeheure Wassermenge, auf deren Ramm große Quantitäten von Geröll und Steinen deutlich wahrgenommen werden konnten, erst 10, dann aber etwa 30 Fuß emporstieß und ebenso plötzlich wieder in sich zusammenfiel. Einen Augenblick später stieg eine dichte Dampfswolke, etwa 4 Fuß hoch, empor, die sich nach Ablauf einer Minute wieder verpflüchtete. Dann war Alles still. Bemerkenswerth ist, daß die ausgeworfenen Felsmassen fast sämtlich einen neuen Bogen beschrieben und sich dann ziemlich genau in der Richtung nach Südosten niederfielen, obgleich gerade starker Wind aus dieser Richtung wehte. Als genaue Stelle, an der die Eruption stattgefunden hat, bezeichnen Augenzeugen das Westende der Vaika-Bank, die von der Lupaleaspitze ungefähr 2³/₄ Meilen entfernt ist.

Technisches.

— **Die Elektrizitätswerke in Deutschland** haben sich seit anderthalb Jahren bedeutend vermehrt. Nach einer von der Elektrotechnischen Zeitschrift veröffentlichten Statistik gab es im Jahre 1894 nur 148, Anfang Oktober 1895 180 Elektrizitätswerke in Deutschland, wovon 11 weitere fertiggestellt worden, so daß sich gegenwärtig die Zahl der in Betrieb befindlichen Werke auf 276 beläuft. Bei weitem die größte Anzahl dieser Anlagen arbeitet mit Gleichstrom-Maschinen, nämlich 204, wovon 163 mit und 41 ohne Akkumulatoren eingerichtet sind. Mit Wechselstrom arbeiten von den 265 nur 26, darunter Frankfurt a. M., Dresden, Kaiserlautern, Frechen, Köln, Nürnberg. Mit Drehstrom arbeiten 16 Werke und mit gemischtem System 14, darunter Bodenheim, Bottrop, Kassel, Donaueschingen, Leipzig. Die 265 Werke vertheilen sich auf 253 Orte in Deutschland. Auch die meisten der jetzt noch im Bau begriffenen Werke werden mit Gleichstrom-Maschinen ausgerüstet. Dennoch hat sich die Zahl der Wechselstrom-Werke von 16 im Jahre 1895 auf 26 in 1896/97 gehoben. Die Gesammtleistung der Maschinen aller Systeme beträgt 67 340 Kilowatt, die Leistung der Akkumulatoren der Gleichstrom-Anlagen 10 896 Kilowatt, 57 pCt. der Werke werden mit Dampf, 17 pCt. mit Wasser betrieben. Unter letzteren giebt es nur 10, die mehr als 100 Kilowatt Maschinenleistung haben. In ferneren 49 Werken ist neben der Wasser- auch noch Dampf- oder Gaskraft vorhanden. Aus der geringen Maschinenleistung dieser Werke ergibt sich, daß man, um billiges Licht und billige Betriebskraft für Kleinmotoren sich zu beschaffen, immer mehr dazu übergeht, selbst die kleinsten Wasserkräfte elektrisch auszunutzen, auch wenn man gezwungen ist, eine andere Betriebskraft als Reserve für die Zeiten niedrigen Wasserstandes anzuwenden. Im ganzen werden etwa 86 pCt. aller Werke wenigstens theilweise mit Wasser betrieben. Gas kommt als Betriebskraft nur wenig in betracht, indem nur sechs Werke mit zusammen 460 Kilowatt ausschließlich mit Gas betrieben werden; in einigen Fällen dienen Gasmotoren als Reserve. Das größte Elektrizitätswerk in Deutschland ist die Centrale Mauerstraße der Berliner Elektrizitätswerke mit 5486 Kilowatt; ihm folgen die Werke Zollvereins-Niederlage mit 4760, Hamburg Poststraße mit 4182, Leipzig mit 2300, Stuttgart mit 2180, Dresden mit 2088, Frankfurt a. M. mit 2080 und die beiden Werke Spandauerstraße und Schiffbauerdamm der Berliner Elektrizitätswerke mit je 2028 Kilowatt Gesammt-Kapazität. —

Humoristisches.

— **Diese Fremdwörter!** In einer Verhandlung vor dem Bezirksgericht Fünfhaus (Wien) sprach sich ein Zeuge, ein Pensionist der Kaschan-Oderberger Bahn, folgendermaßen aus: „Ich war im Geschäftslokale, wo ich, da ich Pensionist bin, prinzipiell mein kaltes Abendbrot verzehre. Da kommt in rascher Temperatur Herr Ritter herein, stürzt sich auf Herrn Ringer, der in der Kassa saß und eventuell die Zeitung las und schlug auf ihn. Als sich

Herr Ringer prinzipiell natürlich ergo wehren wollte, versuchte der Schwager des Ritter, diesem beizustehen. Ich habe dem Schwager mündlich gesagt, daß das nicht sein dürfe, dann sind sie eventuell von ihm fort. Der Kommiss geht um einen Sicherheitswachmann, das hat Herr Ritter eventuell bemerkt und ist auch aus dem Laden hinaus.“ — Richter: Also der Angeklagte ist direkt auf den Kläger losgegangen? Zeuge: Gewiß! Ich kann ganz deprimirt erklären, daß Herr Ritter in sehr rascher Temperatur in den Laden stürzte und direkt auf Herrn Ringer einschlug. —

— **Ordnungsstüken.** Die „New-Yorker Staats-Zeitung“ vom 14. Juli schreibt: Zum Vergnügen zahlreicher Zuschauer fand gestern in Mamaroneck, einer Vorstadt von Groß-New-York, auf offener Straße eine Schlägerei zwischen dem ehrbaren Friedensrichter John Mac Gabo und dem Polizisten Blate statt, aus der beide Kämpfer mit blauen Augen und sonstigen Verwundungen hervorgingen. Der Blaurock sollte einen Spießbuben nach dem County-Gefängniß bringen und ließ sich zu diesem Zweck von dem Richter Wagen und Pferd. Unterwegs trank der Blaurock sich einen gehörigen Rausch an, und der Spießbube fuhr mit dem Wagen des Richters auf und davon. Als der Richter, der sich z. B. in der Gerichtssitzung befand, dem betrunkenen Blate „sanfte Vorwürfe“ machte, langte dieser ohne weiteres über den Richtertisch und verfehlte Sr. Ehren eine schallende Ohrfeige. Während sprang der Richter auf, entledigte sich seines Rockes und folgte dem Blaurock auf die Straße, wo eine muntere Schlägerei begann. Sobald jemand die beiden Kämpen trennen wollte, wandten sich beide gegen den Friedensrichter und verbläuten ihn. Sogar ein anderer Polizist mußte mit blauem Auge abziehen. Dann nahmen die beiden Helden die eigene Fehde wieder auf, bis sie sich ermattet zurückzogen. —

Vermischtes vom Tage.

— **Schwerin, 26. Juli.** Die Regierung hat die Abhaltung der großen internationalen Taubenschießen (auf lebende Tauben) im Osterbad Heiligendam für die Zukunft verboten. — In Nordhausen hat eine eiferfüchtige Frau ihren Mann mit einer Mauerkeule derart über den Kopf geschlagen, daß er am anderen Tage starb. — Der amtliche Bericht meldet, daß die Zahl der infolge des Genusses von Rindfleisch vergifteten Personen in Kall bei Köln nunmehr auf 36 gestiegen ist. Zwei der Erkrankten sind gestorben. Die Abdulktion der Leichen wurde angeordnet. — In Hildesheim ist die Präferenzfabrik Warden u. Cie. niedergebrannt; nur das Maschinenhaus konnte gerettet werden. — Kassel, 25. Juli. Amtlich wird gemeldet: Von dem Schnellzug 72 Hamburg-Frankfurt sind heute Mittag vor Bahnhof Freden 11 Wagen entgleist. Drei Reisende sind unerheblich verletzt, drei Wagen erheblich beschädigt. — Im Dorfe Freiholz bei Amberg kamen bei einer Feuerbrunst vier Kinder in den Flammen um. — Das im Frühjahr dem Postamt Sigmaringen abhanden gekommene Rüstchen mit 40 000 M. ist im Donaukanal unversehrt wieder gefunden worden. — Bei dem am Sonntag in Reichenberg (Böhmen) abgehaltenen Turnfest kam es zwischen deutschen Turnern, czechischen Vurschen und Soldaten zu Thällichkeiten. Zwölf Personen wurden verhaftet. — Prag, 26. Juli. Gestern Abend nach 10 Uhr fuhr der Zbicher Zug in der Station Radolin in den Pilsener Personenzug hinein, wobei, so weit bis jetzt bekannt, vier Personen schwer, neun leichter verletzt wurden. Drei Waggons wurden zertrümmert. — Ein Bräutigam und 43 Bräute. Ein Debreginer Goldarbeiter hatte sich nach und nach in den Komitaten Velez, Arad, Bihar, Hajdu und Torontal 43 Bräute angeschafft. Alle betrog er und bei ihren Eltern schwindelte er Geld heraus. Jüngst hat man ihn festgenommen. — Mons, 26. Juli. In der letzten Nacht plakte vor der Thür einer Wirthschaft eine Dynamitbombe. Fenster und Thüren wurden zerstört, die Fassade des Hauses ist gestopfen. Alle im Innern befindlichen Möbel wurden zertrümmert. — Fourmies (Frankreich), 25. Juli. Ein aus Valenciennes kommender mit Kohl beladener Güterzug nahm bei der Ausfahrt aus dem Bahnhofe in Fourmies eine falsche Richtung und stürzte in eine fünf Meter tiefe Schlucht. Der Lokomotivführer und der Feizer wurden schwer verwundet. Die Lokomotive ist vollständig zerbrochen, vier Wagen sind in die Schlucht gestürzt. — Zwischen Paris und London sind zwei weitere Fernsprechtabel gelegt worden. — Tanger, 25. Juli. Eine Karawane, der sich ein Franzose angeschlossen hatte, wurde bei Marrakesch von Räubern angegriffen. Zwei zu der Karawane gehörende Mauren wurden getödtet, der Franzose wurde schwer verwundet. Die Räuber plünderten hierauf die Karawane völlig aus. — Ueber 7¹/₂ Millionen Pesetas schulden die spanischen Gemeinden ihren Volksschullehrern an Gehalt und Schreibmaterial. — Ein Erbschaftsteuerprozess hat ergeben, daß das von Jay Gould hinterlassene steuerpflichtige Vermögen in Werthpapieren allein 312 Millionen betrug. —